

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 64.

Samstag, 5. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Was ist dies? Wohin entführen auf starkem Traum-
fittich die Berse, die leidenschaftlich strömenden? —
Ottile sieht da, den Kopf lauschend vorgeneigt, Grübeln
in den blauen Augen. — O Kraft der Liebe, losgelöst
von Menschenjahren, an keine Jugend gebunden!
Emporgeläutert aus der dumpfen Unterwelt, wo die
Dämonen haufen, ins Lichte durch die Kraft von Geist,
Macht, Beherrschung — firt geworden wie edler Wein —
rein geworden, das Menschlich-Zufällige mit Schöpfer-
hand zu verklären, von aller Schlacke zu scheiden . . .

In unsers Busens Keine wagt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinem, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten —
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Wer so lieben kann! . . . Muß das Menschenbild,
das unwürdige, das halbe Kind, auf das solcher Liebe
Blick fällt, nicht vergehen und verwelken wie Gras unter
allzu sengender Sonne? . . . Götterlieblich im weißen
Haar, dem so hohe Gnade ward! Neu zu erblihen unter
dem Strahl des Schönen, das mit Liebe den Liebenden
begeistert! . . . Unseliger, der hier zu entsagen verdammt
ist! Seliger, der hier entsagen kann — und erhobenen
Hauptes unversehrt durch das Fegfeuer gehen!

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich oft erst den Göttern Liebling war,
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern — reicher an Gefahr.
Sie drängten mich zum gabelsel'gen Munde,
Sie trennten mich und richten mich zugrunde. —

Ergriffen sieht Ottile noch immer da, als der Vater
längst stumm, gesenkten Hauptes gegangen ist, ihr Herz
ist in Aufruhr, solche Stunde war noch nie da, solange
sie ihn „Vater“ nennen darf: ihr ist, als habe er ein
Fenster geöffnet und sie hineinblicken lassen in das Weh,
das sein großes Herz geschüttelt hat, diese Tage, diese
Wochen lang, und das Augusts plumpe Hand nur noch
mehr aufgerissen hat. Vierundsiebzig Jahre! — und sie
könnte sein Enkelkind sein, gleich der, um deren ver-
klärte Gestalt diese Berse ihre gramvollen Fluten wäl-
zen! — und ihr Herz ist voll von demselben Gefühl, dem-
selben Unfrieden — und doch! doch! doch! wieviel glück-
licher ist sie daran, da Charles neben ihr sitzt, jung,
glühend, liebevoll, schlagenden Herzens, und das Schicksal
ihr nicht in unbarmherziger Kelter Entsagung abpreßt!
. . . Sie zwingt sich zu einem Lächeln. „Mir scheint,
lieber Charles, das sollte so etwas wie eine Lehrstunde
für uns sein.“

Er nickt nur, er hält die langen blonden Wimpern
über die Augen gesenkt. Sie hört ihn etwas flüstern —

er spricht nur zu sich selbst . . . hat er gesagt: Ent-
sagung —?

„Nein, nein!“ ruft sie plötzlich und wirft wild die
Ärme um seinen Hals und zieht ihn nieder an seine
Brust. „Das nicht! Nicht Entsagung! Entsagung mag
dem Greise ziemen — wir sind jung! Wir dürfen uns
gehören! . . . Oh, liebster Charles, wie glücklich würde
es mich machen, wenn ich dir mein ganzes Leben widmen
dürfte! . . . mich ganz deinem Willen unterwerfen
dürfte! . . . Sieh, Charles, das ist immer meine ein-
zige Sehnsucht gewesen: mit allem, was ich habe, einem
Menschen zu dienen, den ich liebe, den ich achte, zu dem
ich auflösen darf! Und nie, nie hat mir das Leben das
gewährt!“ Ein Schmerz hebt dunkel in ihrer Stimme.

Leise macht Sterling sich los aus der Umarmung, los
von der Wärme ihrer Brust, unter der so wild das Herz
schlägt. — Er nimmt ihre Hand, sieht ihr lange in die
flackernden Augen, fühlt bebend, wie sehr sie ihn liebt.

„Möchtest du wirklich mir gehorchen?“ fragt er,
zögernd fragt er es, — er kann gar nicht fassen, daß diese
reife Frau so zu ihm gesprochen hat.

Ihre Hände pressen die seinen, ungestüm: „Oh, wie
gern!“

„Und mir dienen?“

„Oh, wie gern!“

Da wirft er sich vor ihr nieder, birgt den glühenden
Kopf in ihren Schoß. Sie hält stille, ihre Finger wüh-
len in seinem weichen Haar, verklärt ihr Gesicht, sie
schließt die Augen, sie denkt an Heines Kuß, den ein-
zigen, den überraschten, verblüfften Kuß, den sie sich von
seinen Lippen gestohlen hat, sie beugt sich nieder und hebt
Charles zu sich empor.

War der Vater an jenem doppelt unvergeßlichen
Tage, da er droben in der Manjarde so überraschend den
Schleier von seinem Erlebnis zog — wie den schützenden
Vorhang von einem kostbar heiligen Bild —, nicht ge-
sund, straff, aufrecht gewesen?

Der Schein hat getrogen. Ehe an der Standuhr der
Zeiger ein duzend Male ums Zifferblatt gelaufen, liegt
er wieder — nein, er liegt nicht: die Ärzte, höchlichst be-
sorgt in Erinnerung an die bösen Februartage, haben
ihm das Liegen verboten, sitzen muß er, Tag und Nacht
sitzen in dem großen Stuhl neben dem Bett, den ihm
Julie und Lina Egloffsteins Tante, die Oberkammer-
herrin, geschenkt hat zu melancholischem Gedächtnis an
die Zeiten, da ihre verstorbene Schwester in der Cour
d'amour am jungen Herzogshofe seine Partnerin
gewesen — wie lange ist das her! Ein reich gemessenes
Menschenalter ist das nun schon her!

Sinnt der Vater, in den hohen Lehnstuhl gebettet
und am Sprechen behindert, so ferner Zeit nach? Kaum.
Immer wieder läßt er sich, von Ottile, von Ulse, von

Edermann, vom Kanzler, von jedem, der ihn besuchen kommt, nur von August nicht, die Maske aus blauem Maroquin reichen, die auf dem Waschtischchen neben dem Fenster liegt, hält sie im Schoße zwischen den kraftlos gewordenen Händen, wie einen Trost. Alle wissen, woran er denkt, wo seine Seelenbilder träumend sich ergehen, die wieder einmal, zum zweitenmal in diesem Jahre des Glücks und der Prüfung — die Ärzte sagen's mit sorgenvoll gefalteter Miene —, nur noch wie Falter am Rande des Lebens gaukeln, hart überm Lethestrom, an dessen Ufer Charon schon winkend sein Ruder hebt . . .

Erkältung — Herzaffektion — Herzbeutelentzündung: Sprache der Medizinmänner. Unter denen, die schweigend und ehrfurchtsvoll mit leisem Schritt über die Schwelle treten und ängstlich den seltenen Blick des schlummernd zur Seite Gefunkenen suchen, ist keiner, der es nicht besser weiß. „Sie trennen mich und richten mich zugrunde . . .“ Oft spricht Ottilie den Schlussvers des großen Gedichtes vor sich hin . . . und es ist wie ein Gebet, wenn sie denkt: Nicht zugrunde! Nicht zugrunde! —

Nein, nicht zugrunde. Auch diesmal nicht. Die Natur ist stärker als die Dämonen. Bald belebt und erholt der Vater sich — und ist wie verwandelt. Jeder fühlt die himmlische Sanftmut, die mit der Genesung über ihn gekommen ist: nichts mehr von dem jähen Wechsel zwischen mürrischem und heiterem Wesen, wie damals, kurz nach der Rückkehr von Marienbad. Ottilie und August sitzen bei ihm, einträchtiglich, Hand in Hand, um ihn zu erfreuen; freundlich spricht er mit dem Sohne, wie seit vielen Wochen nicht. Der Kanzler sitzt bei ihm, sie führen leichte Gespräche, zimmern leichte Pläne: von Marienbad wird geredet, im nächsten Sommer werden sie zu zweit hingehen, die alten Freunde, und auch der Großherzog wird wieder zur Stelle sein. Hofrat Rehbein kommt, noch immer kommt er dreimal am Tage, aber jetzt ist's schon mehr ein Freundesbesuch; er legt den Finger auf den Lebensquell, scherzt: „Erzellenz haben schon wieder einen ganz munteren und leichtfertigen Puls!“

Doch es dauert noch Wochen und Wochen, bis in den Dezember hinein, ehe der Vater von neuem die Treppe zum „Schiffchen“ emporsteigen kann, wo Ottilie gerade die Koffer für Berlin packt.

Eines Abends, zu Anfang Dezember, als sie aus der Komödie heimkehren, hält August Ottilie noch in der Wohnstube fest: „Ich wollte dich fragen — schon lange fragen —, was ist mit dir, Ottilie? Die ganzen letzten Wochen über ist ein fremder Zug an dir . . . ich sehe es deutlich . . . so, als ob du mit irgend etwas kämpfst und dich dabei verzehrst. Erst hab' ich gedacht, es sei die Sorge um den Vater, aber nun ist er wieder so ziemlich wohlaufliegend, und dein Zustand ändert sich nicht, ja, er wird, scheint mir, von Tag zu Tag ärger . . . Kann ich dir helfen, Ottilie? Du weißt, daß ich dein bester Freund bin und es immer gut mit dir meine, wenn wir uns auch leider Gottes oft in den Haaren haben. — Herrgott, ich nehm's nicht tragisch! Wir sind beide starke Temperamente, so was will sich austoben! Ich hab' es mir ja anders gedacht — du wohl auch? Aber die Wirklichkeit sieht eben anders aus als das Ideal, und was mich betrifft, so habe ich mich abgefunden und an die Stelle der Forderung die Hoffnung gesetzt. Darum, wenn ich dir helfen kann, so sage es!“

Ottilie hat den Schal um den Hals gelegt, denn im Zimmer ist es nicht mehr sehr warm, der Ofen strahlt nicht mehr, es ist zehn Uhr in der Nacht. Sie geht in der engen Stube auf und nieder, den Blick am Boden, Augusts Worte haben sie erreicht, der treuherzige Ton, in dem sie gesprochen wurden — vielleicht haben sie ihr erst Klarheit gegeben, wie es mit ihr steht, was sie soll und will. Ist sie wirklich nur durch die kurze Trennung von Charles so aus dem Gleichgewicht geworfen, daß sogar August es merkt, wie es Adele, die Treue, schon längst gemerkt und ihr gesagt hat? — Charles ist nach Frankfurt gereist, um dort seinen dienstlich nach England gehenden Vater, den Konsul, zu treffen, er wird

ihn bis Amsterdam begleiten und dann zurückkehren — aber wann?, das hat er nicht zu sagen vermocht, und auch keiner von seinen übrigens seltenen Briefen sagt es . . . Ist es nur diese Trennung auf unbestimmte Zeit, die sie quält? Oder ist es mehr — das ganze Verhältnis zu ihm, dies im qualvoll Ungewissen schwebende und irrlich hielierende Verhältnis?

August wartete noch immer auf ihre Antwort, er steht vor dem kleinen Sekretär aus Birkenholz, der Lichtschirm vor der Kerze hält sein Gesicht im Schatten. „So sprich doch!“ jagte er leise.

Ottilie wirft den Kopf zurück. „Du hast recht, August, es ist nicht immer alles zwischen uns, wie es sein soll. Ich weiß selber, ich bin an vielem schuld. Ich bin nun einmal mehr eine Frau für den Luxus als eine Hausfrau. Aber glaube mir auch: es ist unendlich schwer, mit dem Schatten deiner Mutter zu kämpfen, die so lange und so vortrefflich dies Haus betreut hat. Keine Aussicht, daß ich Sieger bleibe! . . . Aber einen Fehler, August, habe ich nie gehabt, das darf ich sagen: ich habe dich nie belogen. Ich habe immer die Wahrheit mehr als alles andere geliebt, schon als Kind hat mir das viele trübe Stunden gemacht, und in der Ehe — nun, du weißt. Und darum sage ich dir: Ja, du siehst richtig, etwas ist über mich gekommen, womit ich nicht fertig werde — hier wenigstens nicht fertig werde. Du wirst nicht fragen, was es ist, nicht wahr? Genug, ich kämpfe damit, aber ich habe manchmal die Vorstellung, daß ich mich gegen ein Naturereignis wehre, ein Gewitter, ein Erdbeben. Wär' ich allein, ich würde fliehen. Aber ich bin gebunden — an dich, an die Kinder, an den Vater zuletzt und zuerst. Wir haben ja oft genug davon gesprochen, ob dies Band sich zerschneiden läßt, und haben gefunden, daß es um des Vaters willen nicht möglich ist.“

Sie schweigt, sie wartet auf eine Antwort. August geht ein paarmal durchs Zimmer, die Hände in den Taschen seiner hechtgrauen Hose vergraben, die unter den blanken Stiefeln mit Stegen befestigt ist. Endlich bleibt er vor ihr stehen, sieht ihr mit Augen, die nicht ganz sicher sind, ins Gesicht und sagt: „Deine Rede ist dunkel, aber du hast recht, ich werde nicht fragen. — Du solltest reisen“, fügte er hinzu.

Ottilie nickt. „Daran habe ich auch schon gedacht, August. Ich glaube, es würde mir helfen. Ich könnte vielleicht nach Dessau gehen, zu Tante Hagen, wieder einmal meinen Kinderkrank aufräumen — oder noch lieber natürlich nach Berlin, wo man im Trubel der großen Stadt leichter vergißt. Nicoloviusens haben mich ohnehin dringend eingeladen.“

„Gut.“ August senkt zustimmend den Kopf. „Reise also. Vergiß. Und komm als die Alte wieder. — Du tust mir leid“, sagt er noch und schließt sie zaghaft und ein wenig täppisch in die Arme. Sie duldet es, sie empfindet sogar, ihr selber überraschend, in diesem Augenblick einen Hauch von Zärtlichkeit für ihn. Er ist nicht schlecht, denkt sie. —

(Fortsetzung folgt.)

Erstes Frühlingshoffen.

Kings überall noch Schnee und Eis
Und doch beginnt schon zaghaft leis
Ein Vögelchen sein Lied zu pfeifen.

— Die Tannen können's nicht begreifen
Und haben, als sie müd erwacht,
Den Säng'er gründlich ausgelacht,
Und machen scheltend den Versuch,
Das warme, weiße Umflogtuch
Aus Schnee sich fester umzuknüpfen.

— „Lach hier dein Pfeifen und dein Hüpfen,
Der Frühling ist noch fern und weit,
Spar dir dein Lied für best' re Zeit!“

Ihr Tannen, hört im weiten Wald,
Der Frühling kommt und er kommt bald,
Denn der, der froh ist, fühlt und weiß,
Vom Frühling auch bei Schnee und Eis!“

Grete Migeod.

Haus auf dem grünen Hügel.

Skizze von Grete Masse.

Der Mätker hatte dem aus Amerika gekommenen jungen Ehepaar, das sich in Zürich ansässig machen wollte — in Zürich verbrachte Cornelia einst zwei glückliche Jahre ihrer Jugendzeit in einem Mädchenpensionat —, eine lange Liste jener Häuser eingehändig, die im Jahre 1863 in dieser Stadt käuflich zu erwerben waren.

Karl und Cornelia nahmen einen Wagen und ließen sich von einem der bezeichneten Häuser nach dem andern fahren, wobei die Frau, leise lächelnd, insgeheim feststellte, daß die übertriebene Gewissenhaftigkeit es ihrem jungen Eheherrn unmöglich machte, auch nur eines der vom Mätker vermerkten Häuser zu überfliegen, obwohl ihn das stundenlange Besichtigen von alten und neuen, großen und kleinen, gemüthlichen und kuriosen Bauwerken allmählich gerade so zu ermüden begann wie sie selbst.

Cornelia wünschte im Stillen, man möchte bald ein Haus finden, das zum Anlauf reizte, worauf sich die weitere Besichtigung aller jener Gebäude, die noch auf der unendlich langen Mätkerliste verzeichnet waren, erübrigte. Dieser Wunsch sollte ungeahnt rasch Erfüllung finden, als die Eheleute das Haus auf dem grünen Hügel besichtigten, das dem Besitzer einer benachbarten großen Villa gehörte, die man von jenem Hause aus in wenigen Minuten erreichte.

Der Schweizer Kaufmann mit Namen Wesendonk, ein Herr in mittleren Jahren mit schlichten, sympathischen Gesichtszügen von freundlicher Gelassenheit, erbot sich, als Karl und Cornelia in der Villa die Schlüssel für das kleine Haus forderten, das Paar selbst heranzuführen und ihm alle Räume zu zeigen.

Sie standen erst im Anfange der Besichtigung, als von der Straße her eine zarte, junge Frau im kleinen, leichten Hute, einen farbigen Sonnenschirm in der Hand, das Haus betrat. Der Kaufmann stellte sie als seine Gattin vor.

Cornelia wußte nicht, was ihre Seele so rasch mit schwesterlicher Zuneigung für diese Unbekannte erfüllte. Sie konnte das leidende, von Schwermut beschattete Gesicht unter dem glatten, schwarzen, geschittelten Haar nicht ohne Wehmuth betrachten. Der stille Glanz des Auges verriet ein Gemüth, das irgendwie tiefer vom Schicksal berührt sein mußte, als es gewöhnlich den Menschen geschieht.

Während sonst Hausbesitzer, die ein Bauwerk verkaufen wollen, dazu neigen, die Besucher energisch dem Ziel, nämlich dem Erwerb des Objectes, zuzudrängen, tat diese Unbekannte nichts dergleichen. Cornelia gewahrte vielmehr, wie die schmalen Wangen immer bleicher wurden und sogar die Lippen sich entfärbten, als die Frau nicht mehr im Zweifel darüber sein konnte, daß die Fremden an dem Haus auf dem grünen Hügel großen Gefallen fanden und bereit waren, auf der Stelle eine Zusage zu geben, nach der man den Kauf als vollzogen betrachten konnte.

Cornelia wußte es einzurichten, daß zwischen ihnen und den Herren ein kleiner Zwischenraum entstand, so daß sie der jungen Frau zuflüstern konnte: „Es scheint Ihnen schwer zu werden, das Haus aufzugeben, nicht wahr?“

In den großen Augen, die sich ihr jetzt voll zuwendeten, lag eine wahre Seelenangst: „Ich habe das Haus auf dem grünen Hügel bis jetzt davor bewahrt, in fremde Hände überzugehen. Sellen Sie mir, daß es mir bleibt! Sie wissen nicht, wer in diesem Arbeitszimmer an seinem Tische saß und den Blick über den See und die Berge schweifen ließ, wenn er von den Notizen blätterte?“

Die beiden Frauen waren jetzt allein, denn die Herren stiegen im eifrigen Gespräch die Treppe zu dem Siebelszimmer empor und schienen nicht zu merken, daß ihnen die Damen nicht folgten.

„Nein, ich weiß nicht, wer dieses Haus bewohnt hat“, sagte Cornelia. „Wir kommen aus Boston und sind erst vor einigen Tagen in Deutschland eingetroffen. Erst seit dem gestrigen Abend wissen wir in Zürich.“

Die junge Frau, noch immer auf eine erschreckende Weise erblaßt, deutete auf eine kleine Schale, die auf dem Tische stand und nichts enthielt als eine gebrauchte, goldene Feder. „Dies ist die Feder, die den Tristan schrieb.“

„Dann muß Richard Wagner in diesem Hause gewohnt haben“, sprach Cornelia bestürzt.

„Ja! Hier war Richard Wagners Asyl! Hier atmete er auf, der Gehegte, Verkannte, Vielbeseindete. Hier stand der große Erbsche Flügel, auf dem er spielte. Er nannte sich den Dämmermann, denn es war seine Gewohnheit, zur Zeit der Dämmerstunde auf jenem Flügel zu präsen und vorzutragen, was er am Vormittag komponiert. Wie liebte er dieses Haus! Wie liebte er den Garten! Und er mußte alles, alles verlassen! Haus, Garten — und mich!“

„Ich verstehe sehr gut, Frau Wesendonk, daß Ihnen das Asyl ihres Freundes heilig ist. Fürchten Sie nichts! Sie

sollen nicht uns, die Fremden, in dem Hause wohnen sehen, in dem Richard Wagner an dem Tische von Tristan und Isolde schrieb.“

Als Karl und Cornelia im Wagen davonfuhren, sagte der junge Ehemann, und seine Stimme hatte zum erstenmal, seit er Cornelia kannte, einen leichten Anflug von Unzufriedenheit: „Ich begreife nicht recht, daß du dem Kaufe dieses Hauses nicht zugestimmt hast. Es schien dir doch selbst zuerst außerordentlich zu gefallen.“

„Wir werden ein anderes Haus finden, Karl. Dieses war nicht für uns bestimmt.“

Karls Unmut verslog nicht sofort. Er preßte die Lippen trozig zusammen, und eine Falte blieb zwischen seinen Augenbrauen. Cornelia aber wendete den Kopf und blickte noch einmal zurück auf das Haus am grünen Hügel. Es stand im silbrig schimmernden verdämmenden Lichte, denn die Sonne war schon am Untergehen.

Nächtliche Mahlzeit.

Von Jens Vaher.

Er und sie, ein verhältnismäßig jungverheiratetes Paar, sind spät zu Bett gegangen.

Da sagt er:

„Inge . . .“

„Schweig doch! Nun wollen wir wirklich schlafen!“

„Ja, ich bin ja auch schläfrig, doch wir sind so lange ausgeblieben, daß ich wieder hungrig geworden bin!“

„Hungrig? . . . nach dem guten Abendessen, das ich dir gegeben habe?“

„Was hatten wir eigentlich?“

„Das mußt du doch wissen!“

„Mein Magen kann sich nicht mehr erinnern . . .“

„Für dich zu kochen ist auch wirklich kein Vergnügen!“

„Hatten wir Büdlinge und Radieschen?“

„Wie kommst du darauf?“

„Ja, weil das die beiden Gerichte sind, die du am besten magst!“

„Kochte ich dir nicht gut genug?“

„Ich kann mich nicht mehr erinnern . . .“

„Du kannst aber nicht schon wieder hungrig sein!“

„Doch, das bin ich!“

„Na hör' mal, du willst doch nicht noch einmal Abendbrot essen?“

„Nein, so ausschweifend ist meine Phantasie nicht. Wäre es aber nicht möglich, daß ich anderthalb Stück Butterbrot bekäme?“

„Ja, warum nicht!“

„Das wäre herrlich! . . . bloß mit ein bißchen Wurst und Käse . . . sei so gut!“

„Wer? Ich? Bildest du dir vielleicht ein, daß ich mitten in der Nacht aus meinem warmen Bett steige und in die kalte Küche gehe, um dir ein paar Butterbrote zu schmieren?“

„Ja, ehrlich gesagt, das habe ich mir eingebildet. Du bist doch die Hausfrau!“

„Ja danke. Sag mal, glaubst du, daß ein Dienstmädchen mitten in der Nacht aufstehen und dir Essen anrichten würde?“

„Nein.“

„Einem Dienstmädchen würdest du das nicht zumuten.“

„Findest du also, daß du es mir zumuten kannst?“

„Heißt es nicht irgendwie so: daß die Hausfrau für die groberen Arbeiten herhalten muß?“

„Soll das wichtig sein?“

„Ein schwacher Versuch in der Richtung, der aber keinen Erfolg zu haben scheint.“

„Nein, mein Lieber, wenn du mitten in der Nacht essen willst, mußt du schon selber aufstehen!“

„Ich?“

„Ja natürlich!“

„Ich bekomme ja kalte Füße!“

„Die bekomme ich ja auch!“

„Und du hast mir vor dem Altar alles mögliche versprochen!“

„Bon Butterbrotten mitten in der Nacht hat der Pastor nichts gesagt!“

„Angel! Ist es wirklich dein Ernst, daß du mich hier verhungern lassen willst?“

„Mein voller Ernst!“

„Und wenn ich dir zwei Mark gebe?“

„Glaubst du, ich lasse mich kaufen?“

„Fünf Mark!“

„Nein!“

„Ich biete zehn Mark!“

„Nein danke!“

„Fünfzehn!“

„Ist das dein Ernst?“
 „Ja . . . ich biete zwanzig Mark!“
 „Für ein paar Butterbrote?“
 „Ja . . . fünfundzwanzig Mark!“
 „Du bist ja wahnsinnig . . . das ist ja gerade so viel, wie der Hut kostet, den ich so gerne haben möchte . . .“
 „Du mußt dich schnell entscheiden, denn gleich biete ich nur noch zwanzig!“
 „Halt! ich nehme dein Angebot mit fünfundzwanzig an!“
 „Schön . . . also bitte zwei Stüde mit Wurst und ein Stüd mit Käse . . . und dich mit Butter!“
 „Bekomme ich das Geld auch?“
 „Ich will nie mehr im Leben satt werden, wenn du es nicht bekommst!“
 „Gut, ich stehe also auf und schmiere dir die drei Stüde Butterbrot.“
 „Ja, bitte . . . das ist das teuerste Restaurant in der ganzen Welt . . . drei Stüde belegtes Brot für fünfundzwanzig Mark! . . .“

„Bitteschön, du Freßsack, hier hast du dein Brot!“
 „Tausend Dank . . . das sieht lecker aus!“
 „Ich bin so kalt geworden . . .“
 „Ded dich gut zu und schlaf ein!“
 „Ich will aber auch erst ein paar Bissen haben!“
 „Wer? Du?“
 „Willst du denn das Ganze allein essen?“
 „Natürlich, ich hab' es ja bezahlt!“
 „Aber ich bin auch hungrig!“
 „Du?“
 „Ja, ich bin hungrig geworden, als ich das Brot schmierte!“
 „Dafür kann ich doch nichts!“
 „Gib mir das eine Stüd mit Wurst!“
 „Was fällt dir ein! So ein Stüd kostet mich über acht Mark!“
 „Wenn ich dich aber bitte?“
 „Habe ich dich vorhin nicht auch gebeten? . . . Steh auf und schmier dir dein Brot selber!“
 „Dann werde ich nie wieder warm!“
 „Wie kannst du denn nach dem herrlichen Abendessen hungrig sein?“
 „Ich bin hungrig!“
 „Die Wurst ist herrlich! . . . findest du nicht auch, die sieht gut aus?“
 „Laß mich 'mal beißen!“
 „Ja, wenn du mir den Bissen bezahlst!“
 „Soll ich das Butterbrot, das ich selber geschmiert habe, auch noch bezahlen?“
 „Ich muß es ja auch bezahlen!“
 „Was willst du für einen Bissen Wurstbrot haben?“
 „Ich will dir das halbe Stüd für acht Mark verkaufen.“
 „Acht Mark?“
 „Du mußt dich schnell entschließen, sonst esse ich es auf!“
 „Halt! . . . du wirst mich doch nicht zusehen lassen, wie du das Ganze aufißt?“
 „Willst du die acht Mark geben?“
 „Ja . . . ja!“
 „Schön. Bitte . . . das schmeckt! was? . . . So, schlaf nun gut!“
 „Und von den andern beiden Stüden bietest du mir nichts an?“
 „Wo denkst du denn hin!“
 „Aber ich bin von dem halben Stüd nur noch hungriger geworden!“
 „Damit habe ich gerechnet!“
 „Das ist niederträchtig von dir!“
 „Geschäft ist Geschäft! . . . willst du die Hälfte vom andern Wurstbrot für acht Mark haben?“
 „Rein . . . Ja, ja!“
 „Bitteschön! . . . Wohlbekomms!“
 „Du bist ein Wucherer! . . . Was willst du für das halbe Käsebrot haben?“
 „Das ist mir nicht feil!“
 „Du willst es doch nicht allein essen?“
 „Sei unbesorgt, das will ich! . . . hm, das schmeckt!“
 „Peter! . . . du ißt doch nicht das ganze Stüd!“
 „Hm! . . . der zweite Bissen schmeckt noch besser als der erste!“
 „Peter! . . .“
 „Soll ich mich deiner erbarmen?“
 „Ja!“
 „Willst du mir neun Mark für das halbe Stüd Käsebrot geben?“
 „Ja . . .“
 „Bitteschön! . . . das schmeckt, was?“

„Du bist ein Schurke!“
 „Man muß sich nach dem Winde richten, sagte der Wetterhahn . . . die fünfundzwanzig Mark, die du mir erpreßt hast, kann ich wohl gegen die acht, plus acht, plus neun verrechnen, die du mir für die drei halben Stüde schuldig bist . . . ja, Liebling, nun wollen wir schlafen! und du sollst auch einen Ruß bekommen! Das war wirklich nett von dir, daß du aufgestanden bist, und mir anderthalb Stüd Butterbrot geschiert hast . . . ohne etwas dafür zu kriegen . . .!“
 (Einzige berechnete Übersetzung aus dem Dänischen von Adolf R o b i n s o n.)

Porträtsitzung.

Lustige Maler-Anekdoten.

Zu viel verlangt.

Der Dichter Richard Dehmel saß Liebermann zu einem Porträt. Da er mit Liebermann gut befreundet war, durfte er es sich erlauben, an dem entstehenden Bild allerhand zu kritisieren und fortwährend neue Änderungswünsche vorzubringen. Schließlich wurde es aber Liebermann doch zu viel. — „Hörse mal“, sagte er, „Sie dürfen von einem Porträt nicht verlangen, daß es Mama und Papa sagt.“

Der grobe Menzel.

Menzel hatte einen angesehenen Großindustriellen porträtiert. Auf einer Abendgesellschaft, die der Industrielle gab, wurde das Bild zum ersten Mal gezeigt, jedoch zunächst ohne Nennung des Künstlers, dessen Signum auf dem Bild vom Hausherrn verdeckt worden war. Ein junger Kunstgelehrter schaltete sich vermüßigt, das Bild scharf zu kritisieren. Er räumte zwar ein, daß das Gesicht in der Ähnlichkeit gut getroffen war, tadelte aber eine gewisse Flüchtigkeit im einzelnen. — „Das Bild ist ja nur so hingeschubert“, sagte er. „Sehen Sie nur diese Knöpfe an — einfach hingehauen, kaum angedeutet . . .“

In diesem Augenblick trat Menzel dazu. — „Ich will Ihnen mal was sagen, junger Mann“, rief die kleine Erzelenz mit grimmiger Stimme. „Ich male Köpfe, nicht Knöpfe!“

Menzel pflegte mit den Damen, die ihm zu einem Porträt saßen, recht grob umzugehen. Als ihm der Maler Mayerheim einmal Vorhaltungen darüber machte, sagte Menzel: „Ich kann es nicht begreifen, daß man jede Dame, die ins Atelier schwebt, wie eine Art höheres Wesen behandelt.“ — Mayerheim versuchte dennoch, eine Lanze für die Galanterie zu brechen. — „Immerhin, Erzelenz“, wandte er ein, „man muß doch einen Unterschied machen zwischen einem Herrn und einer Dame!“ — „Ne, das gilt nicht für uns Maler“, antwortete Menzel sarkastisch. „Oder sehen Sie ein weibliches Krokodil mit anderen Augen an als ein männliches?“

Leibl und Sperl.

Als Leibl bei der Arbeit an seinem berühmten Gemälde „Drei Frauen in der Kirche“ den Kopf der jungen Bäuerin fertig hatte, fragte er seinen Freund Sperl um sein Urteil. — „Der Kopf ist gut“, sagte Sperl, „er könnte aber noch besser sein.“

Da fragte Leibl den Kopf wieder herunter und malte ihn neu. Als Sperl am nächsten Tag kam, wurde er wieder um sein Urteil gebeten. — „Ja, weißt du“, sagte Sperl zögernd, „gestern war er doch besser.“

Da fuhr ihn Leibl wütend an: „Warum hast du das nicht gleich gestern gesagt?“

Der Titel.

Der Kunstschriftsteller Karl Scheffler besuchte eine der ersten expressionistischen Ausstellungen der Nachkriegszeit. Vor dem Bild 158 blieb er kopfschüttelnd stehen. Es war unmöglich zu erkennen, was das Bild darstellen sollte. Schließlich sah Scheffler im Katalog nach und fand bei der Nr. 158 den Namen „Weinberg“ angegeben. — „Weinberg?“ rief Scheffler. „Nun weiß ich erst recht nicht: Ist es eine Landschaft oder — ein Porträt?“

Ähnlichkeit.

Der Porträtmaler Girardet wurde einmal von dem Kunstkritiker Scudo besucht, der mitunter sehr naiv und zerstreut sein konnte. Girardet hatte gerade ein weibliches Porträt vollendet. Scudo lobte es sehr: „Meisterhaft, einfach meisterhaft!“ — Aber sagen Sie, lieber Freund, warum haben Sie denn so ein häßliches Modell genommen? Das ist ja die häßlichste Frau, die ich je gesehen habe!

„Es ist meine Mutter“, sagte der Maler leise, mit traurigem Lächeln.

„Oh, ich bitte tausendmal um Verzeihung!“ rief Scudo ganz kopfschüttelnd vor Verlegenheit. „Ich hätte mir das selbst sagen müssen — bei der verblüffenden Ähnlichkeit! . . .“